

## **Thurgauer Köpfe – Frauen erobern die Kunst**

**Kunstmuseum Thurgau, 10. Mai – 18. Oktober 2020**

In den vergangenen 150 Jahren hat sich das Berufsbild des Künstlers entscheidend verändert und noch grösser waren die Veränderungen bei den Frauen, die diesen Weg gehen wollten. Die Ausstellung «Frauen erobern die Kunst» skizziert die Entwicklung zwischen 1880 und 1980 anhand von 22 Persönlichkeiten, deren Biografien modellhaft aufzeigen, wie sich Frauen in der Ostschweiz, aber auch in Zürich, Paris oder New York ihre Position im kulturellen Leben erkämpft haben. Die Ausstellung bringt viele, nie gezeigte Werke ans Licht, ordnet sie ein und erinnert auch an Künstlerinnen, die gerade aus dem öffentlichen Bewusstsein zu verschwinden drohen.

Die Ausstellung zeichnet die Entwicklung zwischen 1880 und 1980 in vier Stufen nach:

Im 19. Jahrhundert betätigten sich meist nur Töchter aus dem reichen Haus als Künstlerinnen. Oft hatten sie unter erschwerten Bedingungen Zutritt zu Ausbildungsstätten und Künstlerinnen zu werden bedeutete oft, einen lebenslangen Kampf um Sichtbarkeit und Anerkennung zu führen.

Eine Generation später – in der Zwischenkriegszeit – entwickelt sich mit der Fotografie ein Handlungsfeld an der Schnittstelle zwischen Handwerk und freier bildnerischer Tätigkeit, in dem sich mehrere Frauen engagierten. Daneben betätigten sich Ostschweizerinnen aber auch durchaus erfolgreich als Plastikerinnen.

Erst die Generation der nach dem Zweiten Weltkrieg tätigen Künstlerinnen erreichten einen annähernd gleichberechtigten Stand mit ihren männlichen Kollegen. Sie waren formell ebenbürtige Mitglieder in Künstler/innen-Organisationen und hatten mit den gleichen Widrigkeiten des Berufes zu kämpfen wie ihre männlichen Kollegen.

Den Abschluss der Ausstellung bildet das Video «Die Tempodrosslerin saust» von Muda Mathis und Pipilotti Rist, in dem die beiden Künstlerinnen selbstbewusst lustvoll mit neuen technischen und ästhetischen Ausdrucksformen experimentieren.

## Inhalt

Mathilde van Zuylen, geb. Ammann	3
Irma Lucia Gabriela Edda von Hünefeld	4
Martha Haffter	5
Helen Dahm	6
Sophie Egger-Looser	7
Margrit Roesch-Tanner	8
Saskia Egloff	9
Martha Gubler-Waigand	10
Rosmarie Emma Bär	11
Susi Iff, geb. Kolb	12
Friedel Grieder, geb. Ida Schweighauser	13
Elsbeth Meyer	14
Elfried Gremlı, geb. Bietenhader	15
Isabelle Waldberg, geb. Farner	16
Eva Wıpf	17
Charlotte Kluge-Fülscher	18
Marianne Jost-Schäffeler	19
Inge Schön	20
Ursula Fehr	21
Lina Fehr-Spühler	22
Pipilotti Rist / Muda Mathis	23



«Sie war der erste Bubikopf im Thurgau und rauchte gerne gute Importen; dass sie überdies auch malte, vermochte ihre Normalität bei der Bevölkerung noch weniger zu legitimieren.»

Jakob Ritzmann, 1940, in einem Nachruf von Wilhelm Hummel

## **Mathilde van Züyen, geb. Ammann**

**1842 Ermatingen – 1914 Kreuzlingen**

Sophie Mathilde Ammann war Teil der High Society des Thurgaus. Ihr Vater gehörte zu den reichsten Bürgern von Ermatingen und verkehrte mit dem gleichaltrigen Prinz Louis Napoléon auf dem Arenenberg. Die junge Sophie Mathilde erhielt die bestmögliche Ausbildung in zwei renommierten Instituten für höhere Töchter in Friedrichshafen und Stuttgart. Mit zur Ausbildung gehörte bei ihr der Besuch in einem der Damenateliers der Weimarer Akademie unter Stanislaus Graf von Kalckreuth (1820–1894) und Privatstunden bei Karl Gussov (1843–1907), die damals zu den bekanntesten Künstlern Deutschlands zählten.

Im Herbst 1870 heiratete Sophie Mathilde den zehn Jahre älteren Freiherr van Züyen-van Nyevelt (1832–1870). Ihr Ehemann starb allerdings wenige Wochen nach der Heirat und die junge Witwe kehrte in den Thurgau zurück. Sie liess sich in Gottlieben nieder, wo sie das Waaghaus und die Drachenburg erwarb. Reisen nach Paris (1877) und München (1894/95) belegen ihr anhaltendes Interesse an der Malerei.

Um die Jahrhundertwende bildete sich um Mathilde van Züyen eine Künstler- und Literatenkolonie. Die Maler Robert Weise (1870–1923), Hans Brühlmann (1878–1911) oder Wilhelm Hummel (1872–1939) gehörten dazu. Letzterer erteilte ihr Malunterricht. Sie begann also in dieser Zeit wieder zu malen. Es bestanden auch Kontakte zu so illustren Persönlichkeiten wie dem Freiherrn und Schriftsteller Emanuel von Bodmann (1874–1946) oder zum Maler Ernst Kreidolf (1863–1956).

Mathilde van Züyens Werk besteht hauptsächlich aus Porträts von Bekannten und Familienmitgliedern. Es gibt keine Informationen darüber, ob sie sich je an Ausstellungen beteiligt oder Bilder verkauft hat. Als wohlversorgte Frau gab es keinen Grund, mit den jungen aufstrebenden Kollegen in Konkurrenz zu treten. Sie malte zu ihrem eigenen Vergnügen und zur Erbauung ihrer Verwandtschaft.

Mit der Künstler- und Literatenkolonie um Mathilde van Züyen manifestiert sich eine der frühesten professionellen Kunst- und Literaturszenen im Thurgau. Ihre Werke finden sich in der Sammlung des Kunstmuseums Thurgau und im Besitz ihrer Familie.

«Wie schillernd aber war diese Frau: Geheimnisvolle, ostdeutsche Adelsabstammung, märchenhafte Erscheinungsform, grosse Tierfreundin, Künstlerin und Wahrsagerin im zerfallendsten Haus der Gemeinde!»

Ernst Bissegger 1989 über Irma von Hünefeld



## **Irma Lucia Gabriela Edda von Hünefeld** **1877 Gotha – 1965 Münsterlingen**

Irma von Hünefeld stammte aus einem Adelsgeschlecht in Breslau, ihr Vater war preussischer Kavallerieoffizier. Doch schon drei Jahre nach ihrer Geburt wurde die Ehe der Eltern geschieden, und die Mutter heiratete den Schweizer Artilleriemajor Adolf Grieb.

Die junge Irma von Hünefeld war äusserst unternehmungslustig. So liess sich die 18-Jährige angeblich als «Schiffsjunge» anheuern und befuhr die Weltmeere bis nach Indien, Australien und Neuseeland. Bereits ihr Vater und der Grossvater seien Kunstmaler gewesen, und auch sie kultivierte diese Fähigkeiten, indem sie auf Reisen fremdländische Kleidung, Vegetation und Architektur festhielt.

Nach einigen Jahren kehrte von Hünefeld aus Ägypten, wo sie vermutlich an Ausgrabungen teilgenommen hatte, zurück in die Schweiz. Sie lebte mit ihrer Mutter in Felben. Nach deren Tod zog sie 1923 in die Marktgasse nach Weinfelden, später nach Sulgen, Muolen und schliesslich 1932 nach Amriswil in das einfache, am Bohlenständerhaus angebaute Riegelhaus. Dort lebte sie knapp 30 Jahre meist allein, nur eine Zeit lang mit einer wohl invaliden Freundin. Die gemeinsamen Ausflüge mit einem Veloanhänger bis nach St. Gallen und Zürich wurden legendär.

Wegen ihren vielen Katzen, den Fremdsprachenkenntnissen und ihren Tätigkeiten als Malerin, Zeichnerin und Wahrsagerin galt die gebildete Irma von Hünefeld als verschrobenes Original.

Nach ihrem Tod betreute zunächst die Stiftung Bohlenständerhaus in Amriswil den Nachlass. Heute befindet sich dieser im Thurgauer Frauenarchiv im Staatsarchiv in Frauenfeld.



«Wie sie sehen, ist alles gar nicht wichtig, ich habe auch nie das geringste getan, um bekannt zu werden, sondern habe einfach für mich Freude gehabt an meiner Kunst!»

Martha Haffter, 1941, in einem Brief an das Schweizer Künstlerlexikon

## Martha Haffter

**1873 Weinfelden – 1951 Frauenfeld**

Martha Haffter stammte aus einer der angesehensten Weinfelder Familien, die nach der Wahl des Vaters in den Regierungsrat nach Frauenfeld in eine vornehme Villa zogen. Die aktive Auseinandersetzung mit Kunst, Literatur und Musik war Teil ihrer Erziehung. Eine professionelle Ausbildung zur Künstlerin kam aber nur stockend in Gang. Am Anfang standen Zeichenkurse am Technikum in Winterthur. Erst mit über 26 Jahren konnte sie im Jahr 1900 in München Kurse an der Damenakademie des Künstlerinnenverbands belegen. Es folgte der Besuch der kurz zuvor eröffneten «Malschule für Damen» von Fritz Burger in Basel und 1902 eine erste Reise nach Paris, wo sich die Künstlerin an der Académie Julian einschrieb. In der Folge verbrachte sie bis 1939 – die Zeit des Ersten Weltkriegs ausgenommen – jedes Jahr zwei bis drei Monate in dieser Ausbildungsinstitution.

Ab 1905 erteilte Martha Haffter Privatunterricht in Frauenfeld und beteiligte sich regelmässig an Ausstellungen, etwa am Eidgenössischen Turnus, den Nationalen Kunstausstellungen oder den Ausstellungen der Gesellschaft Schweizerischer Malerinnen und Bildhauerinnen. Auch an den verschiedenen Salons in Paris zeigte sie wiederholt Werke. 1928 wurde sie eingeladen, an der SAFFA, der Schweizerischen Ausstellung für Frauenarbeit, einen Fries über die Süsstmilchproduktion zu präsentieren. Ab 1921 waren ihre Werke auch bei Ausstellungen im Thurgau zu sehen.

Trotz dieser aktiven und professionellen Karriere taucht ihr Name in Schweizerischen Kunstgeschichten nicht auf. Lediglich in und um Frauenfeld erhielt sich die Erinnerung an Martha Haffter und ihr Schaffen, was nicht zuletzt der Forschungsarbeit der in Frauenfeld aufgewachsenen Kunsthistorikerin Monica Seidler-Hux zu verdanken ist.

«Als Frau werde ich nicht angenommen, auch mein Werk nicht. Das gehört auch zu meinem Schicksal. Es gibt eine Gesellschaft der Maler [GSMBA]. Ich bin in dem Verein gewesen mit anderen Frauen zusammen. Wir kamen nicht zu Wort und konnten nichts bestimmen. Man hat uns dort weder als Kamerad noch als Kollege angenommen. Das habe ich nicht ausgehalten, und ich bin ausgetreten.»

Helen Dahm, undatiert



## Helen Dahm

### 1878 Kreuzlingen – 1968 Oetwil am See

Helen Dahm wuchs in bürgerlichen Verhältnissen in Kreuzlingen auf. Schon während ihrer Schulzeit erhielt sie Zeichenunterricht. Nach dem Konkurs des Vaters zog die Familie 1897 nach Zürich, wo Helen Dahm in der Pension ihrer Mutter arbeitete. In ihrer Freizeit besuchte sie Kurse an der Kunstgewerbeschule und der privaten Kunstschule von Marie Louise Stadler. 1906 zog Helen Dahm zusammen mit ihrer Lebensgefährtin Else Strantz (1866 – 1947) nach München, wo sie ihre Ausbildung vervollständigte und vielfältige Kontakte zur international geprägten Kunstszene knüpfte. So wurde sie Mitglied der Vereinigung grafischer Künstler «Die Walze» und nach ihrer Rückkehr nach Zürich 1913 trat sie dem Schweizerischen Werkbund bei.

1919 zog Helen Dahm zusammen mit Else Strantz nach Oetwil am See und wandte sich hauptsächlich der Malerei zu. Nach einer Sinnkrise in den 1930er-Jahren trat die Künstlerin 1938 in Indien in den Ashram von Shri Meher Baba ein, musste aber wegen einer schweren Erkrankung 1939 in die Schweiz zurückkehren. In den folgenden Jahren lebte Helen Dahm unter eingeschränkten materiellen Bedingungen. Erst nach einer grossen Ausstellung im Zürcher Helmhaus und der Verleihung des Preises für Bildende Kunst der Stadt Zürich 1954 erreichte die Malerin breitere Bekanntheit und wurde zu einer Ikone der Frauenbewegung. Sie starb 1968 kurz nach ihrem 90. Geburtstag.

Spätestens seit ihrer Rückkehr aus München beteiligte sich Helen Dahm rege an Ausstellungen und entwickelte ein vielfältiges Werk nicht zuletzt auch im kunsthandwerklichen Bereich. 1928 an der SAFFA, der Schweizerischen Ausstellung für Frauenarbeit, kam ihren Bildern grosse Aufmerksamkeit zu, und die Schweizerische Eidgenossenschaft erwarb ein Werk.

Nach ihrem Tod fanden mehrere Retrospektiven statt, die die Auseinandersetzung mit ihrem Schaffen lebendig hielten. Diese Aktivitäten wurden wesentlich angeregt von der Helen Dahm-Gesellschaft in Oetwil am See. Stadt und Kanton Zürich, wie auch die Grafische Sammlung der ETH Zürich und das Kunstmuseum Thurgau bewahren wichtige Bestände ihres Werks.



«Die Erinnerung an feine alte Stickerei, an die edelste Frauenkunst, wie wir sie von Teppichen, Wandbehängen und Altardecken einer stillern, verinnerlichten Vergangenheit her kennen, wird mehr als einmal lebendig vor den Bildern von Sophie Egger, so emsig und eng durchdringen sich die sanften Farben, so einheitlich bei allem flimmernden Leben wirken sie, so von liebevollem Detail erfüllt, so zurückhaltend und so ganz in ihrer Gesamterscheinung sind sie.»

Maria Waser (1921) in: «Die Schweizerische illustrierte Zeitschrift»

## Sophie Egger-Looser

**1879 Istanbul – 1969 Zürich**

Sophie Looser war die Tochter eines Schweizer Bahningenieurs, der an der Konstantinopel-Bagdad-Bahn mitarbeitete, was ihren exotischen Geburtsort erklärt. Zurück in Zürich erhielt sie eine künstlerische Ausbildung an der privaten Stadlerschule und der Kunstgewerbeschule. Wilhelm Hummel (1872 – 1939) und Johannes Weber (1871 – 1949) sind als Lehrer bekannt. 1911/12 besuchte sie die Académie Julian in Paris.

1915 heiratete Sophie Looser den Juristen August Egger (1875 – 1954), der seit 1905 an der Universität Zürich eine Professorenstelle innehatte.

Sie richtete ihr Atelier in ihrer Villa am Zürichberg ein und wurde Mitglied der Zürcher Künstlergruppe. Reisen in die Bretagne, nach Südfrankreich, Italien, Griechenland, Türkei oder Nordafrika fanden einen Niederschlag in ihrer künstlerischen Tätigkeit. Neben Landschaftsbildern malte sie auch Porträts, Stillleben und Genrebilder.

Trotz reger Teilnahme an Ausstellungen – auch in Weinfelden und Bischofszell – sowie dem Erscheinen grösserer Artikel in illustrierten Zeitschriften schon in den 1920er-Jahren belächelten ihre nächsten Verwandten ihre künstlerische Tätigkeit. Sie taxierten die Malerei als nettes Hobby einer finanziell gutgestellten Ehefrau. Die meisten ihrer Bilder hätte sie dann auch verschenkt, meint eine Verwandte rückblickend.

Als eines ihrer Hauptwerke wird mehrfach das Bild «Frau mit rotem Halstuch» herausgehoben, das sich heute in der Sammlung des Kunstmuseums Thurgau befindet. In der «Schweizerischen illustrierten Zeitschrift» lobt die Autorin Maria Waser 1921 das Gemälde in den höchsten Tönen: «Die ganze Tragik eines von unverschuldeter Not gezeichneten Lebens, die ganze Grösse des mit aufrechter Tapferkeit und edler Ergebung ertragenen Schicksals spricht aus diesem Bild und öffnet uns Aug und Herz mächtiger für das Elend der Enterbten als hundert proletarische Brandreden.»

«Und schliesslich hat Margrit Roesch sich nicht bequem in den Windschatten eines Ruhmes gestellt, der ihrem Gatten zukommt, sondern ist ihm als personifiziertes Künstlergewissen unentwegt und uneigennützig bis zur Selbstaufgabe zur Seite gestanden.»

Katalog der Gedenkausstellung im Kunstverein Frauenfeld, 1970



## Margrit Roesch-Tanner

**1880 St. Gallen – 1969 Diessenhofen**

Margrit Tanner wurde als Tochter der Stickereifabrikantenfamilie August und Johanna Tanner geboren. Für sie muss schon früh klar gewesen sein, dass sie eine künstlerische Laufbahn einschlagen wird.

Ab 1896 besuchte Margrit Tanner die École des Beaux-Arts in Genf. Mehrfache Auszeichnungen künden von ihrem Talent. Ab 1900 nahm sie einige Zeit Zeichenunterricht bei Hermann Gattiker (1865–1950) an der Kunstgewerbeschule Zürich. Nach dem Tod ihres Vaters rundete sie ihre Ausbildung 1908–1911 mit dem Besuch in der Debschitz-Schule ab, einem Lehratelier für freie und angewandte Kunst in München. Gemeinsam mit Hanni Bachofner (1876–1963) eröffnet sie dann in St. Gallen eine «Kunstgewerbliche Werkstatt», in der die beiden neben Metallarbeiten und Porzellanmalereien auch Unterricht für Kinder und Erwachsene anboten.

1911 heiratete Margrit Tanner den Künstler Carl Roesch (1884–1979) und zog nach Diessenhofen. Zusammen mit ihrem Mann reiste sie mehrfach nach Paris, und 1913 traten beide dem neu gegründeten Schweizerischen Werkbund bei, einer Organisation, die mithilfe von Kunsthandwerk das Leben umfassend reformieren wollte. Margrit Roesch-Tanner und Carl Roesch sind beide an der 1. Schweizerischen Werkbundaussstellung 1918 in Zürich vertreten, sie mit einer kunsthandwerklichen Arbeit, er mit raumfüllenden Gemälden im Eingangsfoyer.

Nach dieser Ausstellung finden sich keine Hinweise mehr auf öffentliche Präsentationen von Werken von Margrit Roesch-Tanner, auch wenn sich in ihrem Nachlass einige Aquarelle und Ölbilder aus späterer Zeit erhalten haben. Sie stellte ihre schöpferische und organisatorische Tätigkeit ganz in den Dienst der künstlerischen Karriere ihres Mannes. Erst nach ihrem Tod 1969 kam es zu einer Gedenkausstellung im Kunstverein Frauenfeld.

Werke der Künstlerin werden in der Carl und Margrit Roesch-Stiftung, im Kunstmuseum Thurgau und in der Ateliersammlung Carl Roesch in Diessenhofen aufbewahrt.



«Und jetzt bewundern Sie bitte nochmals die wunderbare tiefe Bläue des Meeres so nahe beim Orient. Sie meinen vielleicht, es sei nicht echt, aber gerade wegen der Farbe konnte ich nicht widerstehen, diese Aufnahme zu machen. Es ist ja fabelhaft, wenn die Kamera all die Farben der Natur so wahrheitsgetreu wiedergibt, eine grossartige Erfindung, in ihrer Art so wunderbar wie der Radio im Reich der Töne.»

Saskia Egloff, Notizen zur Ägyptenreise, Frühling 1939

## **Saskia Egloff**

### **1902 Kreuzlingen – 1994 Berg (TG)**

Saskia Egloff führte das privilegierte Leben einer höheren Tochter mit allen Vor- und Nachteilen: Als Tochter von Helene Ammann aus Tägerwilen und dem Landarzt August Egloff begann Elsa Mathilde Saskia Egloff eine Lehrerinnenausbildung in Kreuzlingen, wechselte dann an die Kantonschule Frauenfeld und erhielt Malunterricht bei der aus Märstetten stammenden Johanna Guhl (1869 – 1947).

Saskia Egloff begeisterte sich für Sprachen und nahm an Bildungsreisen nach Nordafrika, Indien und in die USA teil. Den Spanier, in den sie sich auf einer ihrer Reisen verliebt, durfte sie nicht heiraten. Ebenso war nicht vorgesehen, dass sie einer Erwerbsarbeit nachgehen würde.

1925 begann Saskia Egloff zu fotografieren und hielt Diavorträge beispielsweise im Yacht- und Tennisclub Kreuzlingen oder in der Privatklinik Bellevue. Ab 1940 leitete sie ehrenamtlich das Sekretariat der Sektion Thurgau, See- und Rheintal des Schweizerischen Roten Kreuzes SRK..

Saskia Egloff dokumentierte humanitäre Einsätze des SRKs und erhielt auch für Deutschland eine Dreh- und Fotogenehmigung. Die in diesem Zusammenhang entstandenen Fotografien legen ein eindrückliches Zeugnis vom Kriegsgefangenen-austausch ab, der im Januar 1945 zwischen den Deutschen und den Alliierten stattfand, und von der vom Roten Kreuz organisierten Heimreise ehemaliger KZ-Häftlinge.

Nach Kriegsende öffnete Saskia Egloff ihr Haus für Intellektuelle, erprobte alternative Lebens- und Glaubensformen wie den Buddhismus und galt als grosszügige und herzliche Persönlichkeit. 1994 starb sie im Pflegeheim Berg.

Heute werden die rund 30 000 hinterlassenen Fotografien und Filme in der Privatstiftung «Nachlass Saskia Egloff» in Tägerwilen aufbewahrt.

«Heute ist noch nicht zu überblicken, wie die fortschreitenden Erfindungen auf dem Gebiete der Photographie sich für diesen Frauenberuf auswirken werden, doch ist nicht anzunehmen, daß hier Frauenarbeit in der kommenden Zeit entbehrlich werde. Vielmehr sollte es sich die Frau zur Aufgabe machen, darüber zu wachen, daß die Technik nicht den Menschen, sondern der Mensch die Technik beherrsche, um mit ihrer Hilfe den wahren Lebenswerten wieder vermehrte Geltung zu verschaffen.»

Martha Gubler, 1953, aus: «Die Frau im Thurgau»



## Martha Gubler-Waigand

**1902 Freiburg i. Brsg. – 2005 Weinfelden**

Martha Waigand wuchs als Tochter eines Steinmetzes auf und war in der Fotoklasse der Freiburger Gewerbeschule das einzige Mädchen. Ab 1916 lernte sie im Atelier «Lichtkunst» und kam 1919 zur Erholung von der Grippe in ein Kinderheim auf den Wolfsberg bei Ermatingen. Mit 20 Jahren übernahm sie in Frauenfeld die Leitung einer Filiale des Aarauer Fotohauses A.R. Schatzmann und war später in mehreren Schweizer Städten als Fotografin tätig.

Martha Waigand war befreundet mit der Malerin Martha Haffter (1873–1951), der Pianistin Clara Haskil (1895–1960) und der Naturkennerin und Dichterin Olga Mötteli (1886–1944). Letztere ermöglichte der Fotografin 1930 die Eröffnung eines Ateliers in der Bahnhofsstrasse in Weinfelden. In diesem Jahr lernte sie auch den Maler Conrad Gubler (1904–1997) kennen. Die beiden heirateten 1934. Martha Gubler-Waigand ernährte mit ihrem Schaffen ihre sechsköpfige Familie und betreute zwischen 1930 und 1961 zwölf Auszubildende.

Als Fotografin dokumentierte sie über die Jahrzehnte hinweg die Hochzeiten, Geburten und Feste in Weinfelden. In Kriegs- und Friedenszeiten schuf sie einen vielfältigen Spiegel Thurgauischen Lebens. Dabei benutzte sie neben auf Stativen ruhenden Studiokameras oft auch Kleinbildapparate, mit denen ein spontaneres Arbeiten möglich war. «Für ein lebensnahes Bildnis muss das Darzustellende meist unbemerkt gelenkt werden, es kann kein Zufallsprodukt sein», meinte Martha Gubler-Waigand zu ihrer Arbeit. Sie war Mitglied des Ostschweizer Photographenverbandes und stellte 1939 im «Photopavillon» an der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich aus. 1999 löste sie ihr Atelier auf.

Der Nachlass von Martha Gubler-Waigand befindet sich heute im Thurgauer Frauenarchiv im Staatsarchiv in Frauenfeld.



«Jakob Bär hatte aber nur noch Töchter, und so war das Geschäft in der oberen Vorstadt 1964 in andere Hände übergegangen.»

Thurgauer Jahrbuch 1971

## **Rosmarie Emma Bär**

### **Frauenfeld 1933 – Frauenfeld 2003**

Nur ein einziges Werk ist Rosmarie Emma Bär sicher zuzuschreiben: ihre Abschlussarbeit an der Kunstgewerbeschule über den Berlinger Maler Adolf Dietrich (1877 – 1957). Ihr sonstiges Schaffen sticht heute nicht mehr erkennbar aus den Beständen des elterlichen Fotogeschäfts heraus.

Das Fotogeschäft Bär in Frauenfeld wurde 1865 von Johann Jakob Bär-Villiger (1835 – 1899) gegründet. Der Sohn Johann Jakob Bär-Neuwiler (1865 – 1933) und der Enkel Jakob Bär-Linck (1892 – 1971) führten das Fotogeschäft bis 1964 weiter. Jakob Bärs Tochter Rosmarie Emma Bär kam 1933 zur Welt. 1949 kehrte sie von einem sechsmonatigen Welschlandaufenthalt zurück und machte ihre Lehre bis Frühjahr 1955. Ab 1949 änderte sich die Schrift in den Auftragsbüchern der Firma Bär – vielleicht ist es ihre?

Rosmarie Bär besuchte die Kunstgewerbliche Abteilung der Gewerbeschule St. Gallen. Das Buchobjekt mit Fotografien von Adolf Dietrich war Teil ihrer Abschlussprüfung. 1955 bis 1958 arbeitete sie im elterlichen Fotoatelier, 1958 heiratete sie Max Reutlinger (1928 – 1987) und wurde Mutter zweier Töchter. 1964 übergab Jakob Bär den Laden an Gebhard Winiger (\*1939), dessen Lehrtochter Rosmarie Bär gewesen war.

Die drei Generationen der Familie Bär schufen zwischen 1865 und 1964 einen fotografischen Schatz von rund 50 000 Glasplatten und Kunststoffnegativen. Das Archiv wurde 1979 von Gebhard Winiger an das Stadtarchiv Frauenfeld verkauft und dort digitalisiert. Leider ist heute nicht mehr zu eruieren, welche fotografischen Aufnahmen von Rosmarie Bär stammen. Die Produktion ihrer kurzen Schaffenszeit ging vollständig im Familienbetrieb auf.

«Obwohl es 1950 in Finslers Schule der ›Neuen Sachlichkeit‹ nicht gefragt war, habe ich immer wieder Menschen fotografiert, weil sie mich eigentlich mehr interessierten als das strenge Sehen, Analysieren und Darstellen der Sachfotografie, das wir lernten.»

Susi Iff Kolb, 2020



## **Susi Iff, geb. Kolb**

**1932 Schaffhausen, lebt in Wald (AR)**

In den 1950er-Jahren war es für Frauen zunehmend möglich, die für sie vorgesehenen Wege zu verlassen und sich eigene Pfade zu suchen: Susi Kolb sollte eigentlich eine kaufmännische Ausbildung in Neuchâtel absolvieren. Zum Entsetzen der Eltern sagte sie jedoch kurzfristig Wohnung und Ausbildungsplatz ab und ging an die Kunstgewerbeschule Zürich, wo ihr Bruder, der zukünftige Architekt Otto Kolb (\* 1921), unterrichtete. Nach dem Vorkurs bei Ernst Gubler besuchte sie 1950 bis 1953 die Fachklasse Fotografie. Ihr Lehrer Hans Finsler (1891 – 1972) gilt als Meister der Sachaufnahme. Auch Susi Kolbs Fotografien aus ihrer Studienzeit sind vom Geist des «Neuen Sehens» der 1950er-Jahre durchdrungen: ungewöhnliche Perspektiven, starke Auf- und Untersichten sowie präzise Objektaufnahmen.

Weil sie sich im letzten Schuljahr für Mosaikbilder interessierte, wandte sich Susi Kolb an den in Diessenhofen lebenden Carl Roesch (1884 – 1979). Es entstand eine Jahrzehnte währende Freundschaft. Die Fotografin dokumentierte regelmässig Roeschs Bilder für dessen Werkverzeichnis. Denn nach dem Abschluss an der Kunstgewerbeschule war die Fotografin in das heimatliche Schaffhausen zurückgekehrt und arbeitete als Freischaffende vor allem im Bereich Architektur. Die Auftraggeber waren Firmen wie Knorr, die Georg Fischer AG oder das Spital Münsterlingen.

1955 heiratete Susi Kolb, zog vier Söhne gross und fotografierte fortan einzig zu privaten Zwecken. 1985 gründete sie in Zürich eine Schule für Körpertherapie. Seit 1994 lebt sie in Wald im Appenzell.



«Die grösste Grösse ist die Bescheidenheit.»

Friedel Grieder, zitiert nach Ernst Grieder, 1980

## **Friedel Grieder, geb. Ida Schweighauser**

**1890 in Bottmingen bei Basel – 1980 Willisdorf**

Friedel Grieders Namen kennt heute kaum mehr jemand, doch ihre Plastiken im Seeburgpark, im Dreispitzpark und am Wehrschulhaus in Kreuzlingen sind fester Bestandteil des Stadtbildes.

Sie wurde als Ida Schweighauser 1890 in Bottmingen bei Basel geboren. 1913 heiratete sie Ernst Grieder und zog mit ihm 1916 nach Kreuzlingen, wo er ein Transportgeschäft führte. Im Ersten Weltkrieg verloren sie ihr Vermögen, und 1927 verstarb der Ehemann. Vier Jahre später verkaufte Friedel Grieder das Geschäft.

Von ihren drei Kindern starb eine Tochter kurz nach der Geburt und eine zweite mit zwölf Jahren. Aufgrund dieser Schicksalsschläge kam Friedel Grieder in psychologische Behandlung. In der Kunsttherapie erkannte ein Arzt ihr künstlerisches Talent und machte 1929 Hans Gisler (1889–1969), Professor an der ETH Zürich, auf Grieder aufmerksam. In der Folge besuchte diese im Alter von 39 Jahren Kurse in Aktzeichnen und Modellieren bei Gisler. 1931 eröffnete sie ihr Atelier in Kreuzlingen und wurde als erste Frau Mitglied der grenzüberschreitenden Künstlervereinigung «Der Kreis», mit der sie 1932 zum ersten Mal ausstellte.

Grieder unternahm Studienreisen nach Florenz, Rom und Berlin, wo sie auch den Bildhauer Georg Kolbe (1877–1947) kennenlernte. 1933 nahm sie in Paris bei Charles Despiau (1874–1946), einem ehemaligen Schüler von Auguste Rodin (1840–1917), Unterricht, zwei Jahre später bei Ernst Gorsemann (1886–1960) in Bremen. Zurück in Kreuzlingen unterrichtete sie – unter anderem Elisabeth Meyer – und gab kunsttherapeutische Kurse am Sanatorium Bellevue in Kreuzlingen.

Heute besitzen das Museum Rosenegg, die Kunstsammlung der Stadt Kreuzlingen sowie die Grossnichte der Künstlerin Dokumente und Objekte von Friedel Grieder.

«Der prächtige Kopf der ›Dorothee‹, den die thurgauische Regierung erfreulicherweise in Bronze für ihre Sammlung angekauft hat oder das ›Sitzende Mädchen‹ haben durch Abstraktion und formale Konzentration den Einzelfall aus der Sphäre des Zufälligen in die Welt des Allgemeingültigen gerückt.»

Albert Knöpfli 1950 über Elsbeth Meyer in: Thurgauer Jahrbuch Bd. 25



## Elsbeth Meyer

**1911 Altnau – 1948 Islikon**

Die Schülerin von Germaine Richier hätte womöglich grössere Bekanntheit erlangt, doch ihre Karriere fand ein abruptes Ende. Als Tochter des «Rosenpfarrers» in Altnau wuchs Elsbeth Meyer in einem musisch geprägten Umfeld auf. Am Lehrerinnenseminar in Kreuzlingen begann sie autodidaktisch das Aktmodellieren und nahm dann Unterricht bei Friedel Grieder.

1938 belegte sie an der ETH Zürich bei Hans Gisler Kurse im Aktzeichnen und Modellieren. Sie beschloss, nach Paris zu gehen und wurde 1939 Schülerin von Germaine Richier (1902–1959), die zu den wenigen Frauen gehörte, die als Bildhauerinnen international Erfolg hatten und in den USA und Europa ausstellten.

Nach ihrer Rückkehr in die Schweiz wurde Elsbeth Meyer in die Thurgauische Künstlergruppe aufgenommen und konnte erste Ausstellungserfolge verzeichnen. 1945 nahm sie in Islikon eine Stelle als Primarlehrerin an, wobei sie ihr künstlerisches Schaffen dem Unterricht unterordnete. Der Kunsthistoriker Albert Knöpfli (1909–2002) beschreibt, dass sie aufgrund einer «fast übergewissenhaften Selbstprüfung» eine Reihe von Aufträgen ausschlug. Er meinte: «Ihr künstlerisches Talent stellte sie in den Dienst des Unterrichtes.» Um ihre Begabung zu fördern, stellte ihr die Schulgemeinde ein Atelier zur Verfügung. Elsbeth Meyer starb mit 37 Jahren überraschend nach einer Operation im Spital Münsterlingen.

Heute scheinen nur noch wenige Werke von Elsbeth Meyer zu existieren. In der Sammlung des Kunstmuseums Thurgau und in der Kunstsammlung der Stadt Kreuzlingen ist sie mit wenigen Figuren vertreten.



«Vom Morgen bis zum Abend hieb ich an den zähen Steinklötzen, die Hände schmerzten und der Daumen blutete, aber ich durfte mich nicht davon beeindruckt lassen, denn die Männer, die in meiner Nähe arbeiteten, hatten kritische Augen und ein gewisses Vorurteil gegen eine steinhauende Frau.»

Elfried Gremlí-Bietenhader, 1953, aus: «Die Frau im Thurgau»

## Elfried Gremlí, geb. Bietenhader

1925 Münchwilen – 2002 Münsterlingen

Elfried Gremlí steht beispielhaft für Künstlerinnen, die nahezu in Vergessenheit geraten sind: Sie wurde 1925 in Münchwilen geboren, besuchte den Vorkurs an der Kunstgewerbeschule Zürich in der Klasse von Walter Binder und machte eine Lehre beim Zürcher Bildhauer Otto Teucher (1899 – 1994). Anschliessend studierte sie an der École Supérieure des Beaux-Arts in Genf.

In den Thurgau zurückgekehrt, realisierte sie mehrere Auftragsarbeiten – die heute jedoch nur noch mit Mühe auffindbar sind: Weder an ihrer steinernen Brunnenskulptur in Scherzingen noch an ihrem «Knaben aus Bronze» im Frauenfelder Schulhaus Oberwiesen findet sich ein Hinweis auf die Künstlerin.

Noch in der Nachkriegszeit gab es viele Vorurteile gegenüber Frauen in der Kunst. Gremlí sagte 1953 zu diesem Problem: «Als Frau in diesem Berufe musste ich von unverständigen männlichen Kollegen schon manch spöttische Bemerkung über mich ergehen lassen, wonach eine Frau zu schöpferischem Schaffen nicht bestimmt sei. – Ob Mann, ob Frau, äussert sich in der Kunst höchstens durch Eigentümlichkeiten des Ausdrucks, nicht in der Fähigkeit überhaupt. Denn sie beide sind Menschen, die innerem Drang folgen müssen und die glauben, ein Stück Göttliches erschaffen zu können.»

Vorurteile gegen Frauen als Künstlerinnen spielten wohl auch eine Rolle, als es 1956 in Wängi Widerstand gegen die Aufstellung einer ihrer Skulpturen beim Primarschulhaus gab. Der Ankauf der bestellten und bereits fertigen Skulptur wurde in einer Volksabstimmung abgelehnt, unter anderem weil die Gestaltung «unverständlich und unnatürlich» sei.

1966 und 1968 nahm Elfried Gremlí an Ausstellungen in der Zürcher Galerie Beno teil, 1972 stellte sie in Gottlieben aus. Dann verlieren sich ihre Spuren, vielleicht aufgrund eines Umzugs ins Burgund.

Heute befindet sich eine Handvoll Werke im Besitz des Kunstmuseums Thurgau. Die in Wängi abgelehnte Skulptur steht in einem Privatgarten in Münsterlingen.

«Ein früher Eindruck, der mich tief geprägt und damals völlig aufgewühlt hat, war die Konstruktion eines Fachwerkhomes gegenüber des Bauernhofs meiner Eltern. Denn während ich die täglichen Anstrengungen der Maurer beobachtete, verstand ich, dass es möglich war, neue Formen zu schaffen. Vorher veränderte sich nichts in der Gegend und nun sah ich auf einmal das Haus entstehen, sich entwickeln, Wabe um Wabe, wie ein Art monumentale Skulptur und in meinem Gedächtnis blieb der Geruch des Gipses verbunden mit diesem ersten Eindruck.»

Isabelle Waldberg, rückblickend auf das Jahr 1919



## **Isabelle Waldberg, geb. Farner**

**1911 Oberstammheim – 1990 Chartres (F)**

Isabelle Waldberg wird heute in der Schweiz wiederentdeckt. Dass ihre Wurzeln in der Nachbarschaft der Kartause Ittingen liegen, weiss kaum jemand. Als Kind verbrachte sie viel Zeit in der Schmiede ihres Onkels. 21-jährig zog sie nach Zürich, wo die angehende Künstlerin Unterricht beim Bildhauer Hans Jacob Meyer (1903 – 1981) nahm.

1936 ging sie nach Paris, finanziell unterstützt von Hermann Haller (1880 – 1950), der als «Begründer der modernen Plastik in der Schweiz» galt. Sie studierte Ethnologie und Soziologie und lernte den in Kalifornien geborenen Kunsthistoriker und Schriftsteller Patrick Waldberg (1913 – 1985) kennen. Dieser reiste jedoch 1939 aufgrund der Machtergreifung der Nationalsozialisten in die USA aus. 1940 kam ihr gemeinsamer Sohn Michel zur Welt, und nach einer Odyssee durch Europa gelang Mutter und Sohn schliesslich 1942 die Überfahrt nach New York, wo das Paar heiratete.

Isabelle Waldberg wurde Teil einer Gruppe von Künstlern und Intellektuellen im Exil. Sie stellte unter anderem mit Max Ernst, Wassily Kandinsky, Pablo Picasso, Jackson Pollock und Mark Rothko aus. Auf Vorschlag von Peggy Guggenheim konnte sie in der Galerie «Art of this Century» ihre erste Einzelausstellung realisieren.

1945 kehrte die Künstlerin nach Paris zurück, wo ihr zwei Jahre später Marcel Duchamp (1897 – 1968) sein Atelier überliess, da er nach New York ging. Nach ihren Skulpturen aus geschwungenen Bambusruten begann sie, wieder mit Gips und neu auch mit Metall zu arbeiten. Sie näherte sie sich der Konkreten Kunst an, weshalb Max Bill (1908 – 1994) sie einlud, mit der Gruppe Allianz im Kunsthaus Zürich auszustellen.

Schliesslich wurde Isabelle Waldberg 1973 Professorin an der École des beaux-arts de Paris. In der Schweiz gibt es heute nur wenige Werke von Isabelle Waldberg, der Grossteil ihres Œuvres befindet sich in Frankreich, hauptsächlich in Paris.



«Furchtbare Depressionen liegen hinter mir. [...] vielleicht bin ich gar nicht die schlechte Malerin, die ich meinte, ohne etwas Eigenes. [...] Nun, da ich diesen Fehler habe, will ich [...] nicht mehr andere Ateliers besuchen, sondern mich abschliessen und an mich glauben. Sonst verunmöglichen mir meine furchtbaren Zweifel jede Arbeit.»

Eva Wipf, Tagebuch 1954

## Eva Wipf

### 1929 S. Angelo do Paraiso (BRA) – 1978 Brugg

Eva Wipfs gesamtes Leben war gekennzeichnet durch Unstetigkeit und Brüche. So hat die in Brasilien und Buch (SH) aufgewachsene Künstlerin nie eine fundierte Ausbildung genossen. Eine Lehre als Keramikmalerin brach sie ab. Stattdessen suchte sie den Kontakt zu Künstlerkreisen in Konstanz, Singen oder der Ostschweiz.

Durch eine erste Einzelausstellung der 20-Jährigen in Schaffhausen wurde Willi Baumeister (1897–1968), Professor für Malerei an der Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart, auf sie aufmerksam, und wäre bereit gewesen, sie zu unterrichten. Eva Wipf aber zog Aufenthalte in Florenz, Amsterdam, München und Paris einer geregelten Ausbildung vor. Finanzieren konnte sie dies durch Stipendien der Stadt und des Kantons Zürich.

1953 bezog Eva Wipf ein Atelier in der Zürcher Künstlerkolonie Südstrasse, wo sie Mario Comensoli (1922–1993) und Friedrich Kuhn (1926–1972) kennenlernte. Erwartungsdruck und Selbstzweifel wuchsen sich zu Depressionen aus. Medikamente brachten keine Besserung, und 1960 wurde die Künstlerin mit Verdacht auf Medikamentenmissbrauch kurzzeitig in eine Psychiatrische Klinik eingewiesen. Künstlerisch war sie gleichzeitig sehr produktiv, arbeitete oft bis zur Erschöpfung und hatte 1965 eine umfassende Retrospektive in der städtischen Kunstkammer, dem Zürcher Strauhof.

1966 zog Eva Wipf nach Merenschwand zu ihrer Mäzenin Mariann Werner. Ab 1967 entstanden vermehrt Objektassemblagen, die sich schonungslos mit menschlichen Abgründen, nicht zuletzt jenen des Zweiten Weltkriegs, auseinandersetzen.

Nach einer Weltreise 1972 ermöglichte ihr ein Gönner den Kauf eines Hauses in Brugg (AG) und finanzierte ihr Schaffen mit monatlichen Zuwendungen. 1978 unternahm Eva Wipf eine Reise nach Indien. Knapp drei Monate später brach die 49-Jährige in Brugg tot zusammen.

Der Verein «Museum Eva Wipf» in Pfäffikon (ZH) bewahrt den Nachlass der Künstlerin und organisiert regelmässig Ausstellungen.

«Wie viele Kunstschaffende musste auch Charlotte erfahren, dass mit der Kunst das Brot hart zu verdienen war. Kurse für Bauernmalerei und Kerzenziehen in der Winterzeit brachten einen willkommenen finanziellen Zustupf.»

Aus einem Nachruf auf Charlotte Kluge-Fülscher



## **Charlotte Kluge-Fülscher**

**1929 Rächlisberg – 1998 Rächlisberg**

Aufgewachsen in Rächlisberg bei Amriswil wollte Charlotte Fülscher eigentlich wie ihr Grossvater Walter Müller-Glinz (1861 – 1948) Bildhauerin werden. Sie besuchte 1946 – 1951 die Kunstgewerbeschule Zürich, die sie dann aber mit einem Diplom der Fachklasse Grafik abschloss.

Ein Studienaufenthalt in Florenz ergänzte ihre Ausbildung. 1960 trat sie der Thurgauer Künstlergruppe bei, 1961 hatte sie eine erste Einzelausstellung in der «Galerie Gampiross» in Frauenfeld. 1964 heiratete sie Hajo Kluge (1921 – 2013), mit dem sie bis an ihr Lebensende im Haus ihrer Eltern lebte.

Charlotte Kluge-Fülscher entwickelte eine eigenständige grafische und malerische Ausdrucksform, in der sich ein Hang zu grafischer Flächigkeit und Linearität verband mit einer gegenständlich erzählerischen Themenwelt. Sie trat mit einer vielfältigen Bildproduktion an die Öffentlichkeit. Ihr Werk umfasste karikaturenhafte Federzeichnungen, Gebrauchsgrafiken und repräsentative Ölgemälde, aber auch Wandteppiche, die als Auftragswerke entstanden.

Charlotte Kluge-Fülscher nutzte die Kunst früh als Instrument, um auf die Zerstörung der Natur durch die Menschen aufmerksam zu machen. Ihr Schaffen war gleichermassen bestimmt durch die Suche nach gestalterischer Freiheit wie durch den Zwang, den Lebensunterhalt verdienen zu müssen.

Nach dem Tod ihres Mannes Hajo Kluge 2013 wurden Teile des Nachlasses ins Thurgauer Frauenarchiv im Staatsarchiv in Frauenfeld überführt. Über 450 Arbeiten, vor allem solche auf Papier, kamen ins Kunstmuseum Thurgau.



«Für Marianne Jost-Schäffeler muss Material sinnlich erfahrbar sein, mit dem sie ihre künstlerische Arbeit ausführen will. [...] Zum einen hantiert sie gern mit textilen Fasern, mit Farben verschiedener Materialität wie auch mit der schwer verformbaren Bronze, die mit ihren ungeschliffenen Oberflächen sicht- und fühlbar das Erlebnis des (Be-)Greifens erlaubt.»

Barbara Fatzler, 2002, in: «Marianne Jost-Schäffeler. Werke 1988–2002»

## Marianne Jost-Schäffeler

\* 1936 in Kreuzlingen, lebt in Kreuzlingen

Eine Karriere als Künstlerin mit den Aufgaben einer Familie in Übereinstimmung zu bringen, gehört zu den grossen Herausforderungen. Der Lebenslauf von Marianne Jost-Schäffeler zeigt, wie dies gelingen kann.

1956–1959 besuchte Marianne Schäffeler das Zeichenlehrerseminar in Genf. Nach ihrem Abschluss arbeitete sie als Lehrerin an Mittelschulen in Zürich und Frauenfeld. 1958 heiratete sie den Arzt Leonhard Jost und wurde Mutter von vier Kindern. 1968 zogen die Jost-Schäffeler nach Kreuzlingen.

Neben ihrer Tätigkeit als Zeichenlehrerin und Mutter wandte sich Jost-Schäffeler bald der freien Kunst zu. 1958 nahm sie an der 2. Ausstellung der SAFFA teil und erhielt eine Auszeichnung für den Wandschmuck im Schwesternhaus Platte in Zürich. Ab 1972 war sie Mitglied in der Thurgauer Künstlergruppe und konnte mehrere Aufträge für Werke im öffentlichen Raum realisieren, etwa Wandteppiche in der Kantonsschule Frauenfeld, für die Thurgauer Kantonalbank oder auch die Berufsschule Kreuzlingen.

Es ist die Suche nach einer gegenstandslosen Formensprache, die das Schaffen von Marianne Jost-Schäffeler prägt. Angeregt von den Ideen des Bauhauses und dessen Weiterentwicklungen, sucht die Künstlerin im Spannungsfeld von Geometrie und Naturform ein eigenständiges Ausdrucksrepertoire, das sie in Zeichnungen, grafischen Blättern, in der Malerei, aber auch in Schmuckstücken, Plastiken oder Platzgestaltungen anwendet. Künstlerisches Gestalten umfasst bei Jost-Schäffeler ein gleichermassen intuitives wie komponiertes Spiel mit dem allgemeingültigen Ausdrucksvokabular der abstrakten Kunst. Geometrie und Naturform verbinden sich zu überzeitlich gültigen und intuitiv erfahrbaren Kompositionen, in denen das Geheimnis des Seins aufgehoben scheint.

«Ihre Unvoreingenommenheit der Kunst gegenüber, das Bekenntnis zu einer Eigengesetzlichkeit jenseits von Fragen der Nützlichkeit, befähigt Inge Schön, sich in einer Sprache zu bewegen, welche den vorbehaltlosen und freiheitlichen Umgang mit Form und Material beinhaltet.»

Elisabeth Grossmann, in: Kat. Inge Schön, 1988



## Inge Schön

### 1916 Dresden – 1995 Triboltingen

Geboren und aufgewachsen in einer gutbürgerlichen Familie in Dresden, gehörte die Auseinandersetzung mit Kunst schon früh zu Inge Schöns Lebensumfeld. Zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit den zeitgenössischen Ausdrucksformen kam es aber erst nach ihrem Umzug nach Köln 1949, und es sollte noch einmal 20 Jahre dauern, bevor sie sich aktiv als Künstlerin zu betätigen begann.

Angeregt durch die Nachkriegskunst, insbesondere durch die informelle Malerei eines Hans Hartung (1904 – 1989), entwickelte Inge Schön eine eigenständige Ausdrucksform, in der sie zeichnerische Intuition und lyrisches Empfinden verband. Nach ersten Experimenten mit Stoffmalereien um 1970 wandte sich die Künstlerin der Kombination von grafischen Drucktechniken und improvisierter Freihandzeichnung zu. Inge Schön kombinierte die geometrischen Formen der Radierbleche mit expressiven zeichnerischen Gesten und nutzte dadurch die Spannung zwischen Geometrie und freier Gestaltung. Ihr Vorgehen kommentierte die Künstlerin mit den Worten: «Ich provoziere den Zufall, den zu meistern mir Vergnügen bereitet.»

Ihre «lyrischen Grafiken» versah Inge Schön oft mit ebenso lyrischen Bildtiteln. Einzelne Bilderserien ergänzte sie sogar handschriftlich mit Gedichten unterschiedlicher Herkunft. Mit der Winterthurer Dichterin Lilly Ronchetti (1928 – 1997), deren Texte sich in Schöns Werken mehrfach finden, verband sie eine langjährige Freundschaft. Die Verbindung von sprachlicher und bildnerischer Poesie erzeugte lyrische Klangbilder der anderen Art, die sowohl literarische wie künstlerische Grenzen überschritten.

Ab 1969 beteiligte sich Inge Schön regelmässig an Einzel- und Gruppenausstellungen, vor allem in der Region. Nach ihrem Tod gelangte ein Teil ihres Nachlasses ans Kunstmuseum Thurgau, wo heute über 200 grafische Blätter und einige ihrer Stoffmalereien aufbewahrt werden.



«Der Beginn von Ursula Fehrs künstlerischer Arbeit war von dem Wunsch nach Freiheit dominiert, der intensiv, fast heftig vorgetragen wurde. Freiheit – zumindest äusserliche – haben ihre Skulpturen, ihre Figuren mittlerweile erlangt, sie haben sich freigekämpft.»

Barbara Stark, 2001, in: «Ursula Fehr»

## Ursula Fehr

\* 1940 Winterthur, lebt in Weingarten

Aufgewachsen in Frauenfeld und mit der Matura der Kantonsschule in der Tasche, studierte Ursula Fehr 1959–1963 an der Académie des Beaux-Arts in Genf. Nach dem erfolgreichen Studienabschluss verdiente sie sich ihren Lebensunterhalt neben der künstlerischen Arbeit mit Kleinpensen als Zeichen- und Werklehrerin. 1967 erhielt sie einen ersten Auftrag für ein Werk im öffentlichen Raum, für einen Brunnen im Schulhaus Langdorf in Frauenfeld. Im Lauf der Jahre konnte die Künstlerin weitere Arbeiten im öffentlichen Raum realisieren, insgesamt über zwei Dutzend. Ab 1970 betrieb sie ein eigenes Atelier, wurde 1973 Mitglied der Thurgauischen Künstlergruppe und konnte ihre Zeichnungen und Plastiken in vielen Ausstellungen zeigen. 1996 ehrte der Thurgau ihr Gesamtwerk mit dem kantonalen Kulturpreis.

Schon bald nach dem Ende des Studiums wandte sich Ursula Fehr unterschiedlichen Gussverfahren zu. Für Arbeiten im öffentlichen Raum setzte sie Betongusselemente ein oder nutzte die vielfältigen Möglichkeiten des Bronzegusses.

Ab Mitte der 1980er-Jahre verfolgte Ursula Fehr in ihren Werken eine radikale Suche nach einer Bestimmung dessen, was als «genuin weibliche Kunst» verstanden werden kann. In ihren «Traumkissen» und insbesondere in der Serie der «Ikariden» schuf sie eindruckliche Sinnbilder dafür, was Kreativität bedeutet kann und was sie zu erleiden hat. Ganz bewusst benutzte sie dabei den üblicherweise für Denkmäler benutzten Bronzeguss, um die Gefühlswelten von Frauen in die Öffentlichkeit zu tragen und meist Verborgenes kämpferisch sichtbar zu machen.

«Lina Fehrs Märchen- und Kinderwelten besitzen ein eigenes, geheimnisvolles, spannungsreiches Leben in einem zeit- und grenzenlosen Raum – Unbewusstes, Erinnerung, wie immer man es nennen will.»

Charlotte Kluge-Fülscher, 1953, aus: «Die Frau im Thurgau»



## Lina Fehr-Spühler

**1897 Wasterkingen ZH – 1980 Amriswil**

Lina Spühlers Biografie ist exemplarisch für eine erst späte künstlerische Entfaltung einer Frau aus dem Arbeitermilieu. Sie wuchs mit 13 Geschwistern in Wasterkingen auf. Nach einer Lehre zur Damenschneiderin in Zürich arbeitete sie auf der Stör. Auswanderungspläne der 27-Jährigen wurden von einer Tuberkuloseerkrankung durchkreuzt, und anstatt nach Amerika zu reisen, verbrachte Lina Spühler zwei Jahre im Sanatorium in Wald (ZH). Dort tauchte sie in die Märchenwelten der Gebrüder Grimm ein, fertigte Handarbeiten und zeichnete.

1926 zog sie zu ihrem Bruder nach Amriswil und arbeitete dort als Näherin in der Tricotfabrik Jakob Laib und Co. Sie heiratete den Sticker und Färber Jean Fehr, mit dem sie zwei Söhne hatte. Nach dem frühen Tod ihres Mannes 1949 musste sie trotz eigener gesundheitlicher Probleme die Familie allein durchbringen.

Mit der Fertigung ihrer grossformatigen Textilbilder begann Lina Fehr-Spühler erst mit über 60 Jahren, als sie zu ihrem Sohn Armin (1935–2018) ins Schulhaus Oberaach zog. Unter ihren Händen verwandelten sich Stoffreste, Tüll und Perlen in zauberhafte Bilderwelten: Thurgauische Landschaften im Wechsel der Jahreszeiten und Märchenmotive, welche die Künstlerin in fortlaufenden Kapiteln bildnerisch nacherzählt. Lina Fehrs Wandteppiche werden der Naiven Kunst zugeordnet, zugleich spricht aus ihnen ein grosses Gespür für Bildkompositionen und tiefenräumliche Illusionskraft.

1965 fand Lina Fehrs erste Ausstellung statt. Um mehr Arbeits- und Ausstellungsfläche zu haben, zog sie 1972 mit dem Sohn ins Elternhaus ihres Mannes. Die dort ausgestellten Wandteppiche der «Grandma Moses aus Niederaach» lockten Publikum aus der ganzen Schweiz an.

Nach Lina Fehrs Tod 1980 organisierte ihr Sohn Ausstellungen und gab eine Monografie heraus. 2014 schenkte er dem Ortsmuseum Amriswil über hundert Wandbehänge und Bilder.



«Ein jeder Raum braucht einen Monitor.  
Ein grosser Raum braucht viele Monitoren.  
Das sind kleine Räume, in die Sie hineinschauen  
können, so kommen Sie aus dem grossen in  
den kleinen hinein und hinaus.»

Saalblatt zur Installation «Die Tempodrosslerin saust»  
in der Kunsthalle St. Gallen 1989

## **Pipilotti Rist      Muda Mathis**

**\* 1962 Grabs**

**\* 1959 Zürich**

In Romanshorn aufgewachsen, gehört Muda Mathis in der Schweiz zu den wichtigsten Künstlerinnen ihrer Generation. Sie und Pipilotti Rist brachten in den 1980er-Jahren mit ihren gemeinsamen Projekten traditionelle Geschlechterrollen ins Wanken.

Muda Mathis besuchte erst die Schule für Gestaltung in St. Gallen, durchlief ein Bildhauereipraktikum, studierte 1978 – 1980 an der Schule für experimentelle Gestaltung in Zürich und darauf an der Sigurd Leeder School of Dance in Herisau. 1986 – 1988 belegte sie an der Schule für Gestaltung in Basel bei René Pulfer (\*1948) Kurse im Bereich Audiovisuelle Gestaltung.

In Basel begann die Zusammenarbeit mit Pipilotti Rist, die ebenfalls aus der Ostschweiz stammte. Letztere hatte an der Hochschule für Angewandte Kunst in Wien Gebrauchsgrafik, Illustration und Fotografie studiert, bevor sie 1986 nach Basel wechselte.

Eine erste Bekanntheit erreichten Muda Mathis und Pipilotti Rist mit der Performanceband «Les Reines Prochaines», die 1987 von Muda Mathis zusammen mit Teresa Alonso (\*1962) und Regina Florida Schmid (\*1961) gegründet worden war. 1988 kamen Fränzi Madörin (\*1963) und Pipilotti Rist dazu. Die Band tourt in wechselnden Besetzungen bis heute durch ganz Europa. 2019 erhielt sie den Schweizer Musikpreis.

Erfolgreich waren Mathis/Rist auch mit Videobändern wie «Japsen» oder «Die Tempodrosslerin saust». In diesen experimentellen Arbeiten mischten sie Elemente aus Punk, Dada, Fluxus und feministischer Do-It-Yourself Haltung zu halluzinierenden Bilderbögen, in denen die damals ganz neuen Ausdrucksmöglichkeiten der Videotechnik experimentell erprobt wurden.

Während sich Pipilotti Rist in den 1990er-Jahren von Liveauftritten zurückzog und mit raumgreifenden Videoprojektionen internationale Erfolge feierte, entwickelte Muda Mathis in wechselnden Konstellationen ihre teambezogene Arbeitsweise weiter. Seit 1990 verbindet sie eine Lebens- und Produktionsgemeinschaft mit Sus Zwick (\*1950). 2009 erhielten die beiden den Prix Meret Oppenheim.

Fotografie: © El Omi

**Thurgauer Köpfe – Frauen erobern die Kunst**  
**10. Mai – 18. Oktober 2020**  
**Kunstmuseum Thurgau, Kartause Ittingen**

Ausstellungskonzept und Texte: Stefanie Hoch und Markus Landert  
Ausstellungsassistentin: Martina Denzler  
Vermittlung: Brigitte Näpflin  
Ausstellungsaufbau: Gianni Kuhn, Uwe Fuchs, Sarah Ita  
Öffentlichkeitsarbeit: Cornelia Mechler in Zusammenarbeit mit pinax  
Sekretariat: Mirjam Wanner

Gestaltung des Titelblatts unter Verwendung  
eines Selbstporträts von Charlotte Kluge-Fülscher

© für die biografischen Fotografien:  
Frauenarchiv im Staatsarchiv Thurgau (für Gubler, Hünefeld),  
Helen Dahm Gesellschaft, Carl und Margrit Roesch-Stiftung,  
Stiftung Saskia Egloff, G. Winiger (für Baer),  
Verein Eva Wipf Museum Pfäffikon, El Omi (für Rist/Mathis),  
Brammer (für Waldberg), alle übrigen: Kunstmuseum Thurgau

«Thurgauer Köpfe – Frauen erobern die Kunst» ist Teil des  
umfassenden Projektes «Thurgauer Köpfe: ein Thema – sechs Museen».  
Am Projekt beteiligt sind neben dem Kunstmuseum Thurgau folgende  
kantonale Museen: Naturmuseum, Museum für Archäologie,  
Historisches Museum, Napoleonmuseum und Ittinger Museum.